

# Trostlose Normalität

## Mit der NATO in Afghanistan

Navid Kermani, Dezember 2006, Kursbuch 167

1

„Es ist noch immer ein Privileg, Afghanistan zu besuchen“, schrieb der Schriftsteller und Photograph Nicole Bouvier, der 1953 mit seinem Fiat Topolino von der Schweiz aus über Kabul bis nach Bombay fuhr: „Bis vor nicht allzulanger Zeit war es eine Leistung. Da die britische Armee Indien nicht zuverlässig unter Kontrolle halten konnte, blockierte sie hermetisch die östlichen und südlichen Zugänge. Die Afghanen ihrerseits verpflichteten sich, keinen Europäer in ihr Gebiet einzulassen. Sie haben beinahe Wort gehalten und sind sehr gut damit gefahren.“ Kaum einem Dutzend westlicher Draufgänger sei es bis 1922 gelungen, Afghanistan zu besuchen, schreibt Bouvier. Die Gelehrten hätten weniger Glück gehabt. Mußte der Indologe Darmestetter sich damit begnügen, seine Informanten in pakistanischen Gefängnissen zu besuchen, weil er es nicht über den Chaiber-Paß schaffte, wartete der Archäologe Aurel Stein zwanzig Jahre auf sein Visum und erhielt es gerade rechtzeitig, um in Kabul zu sterben. „Heute genügt ein bißchen Takt und Geduld, um sich das kostbare Visum zu verschaffen, doch wenn man nach Einbruch der Dunkelheit im Grenzort Laskur-Dong an der Straße Quetta-Kandahar eintrifft, ist niemand da, dem man es vorlegen könnte. Kein Zollbüro, kein Schlagbaum, keine wie immer geartete Kontrolle, nur das weiße Band der Piste zwischen den Lehmhäusern und das Land offen wie eine Mühle.“

Während sein Reisegefährte im Ort den Zollbeamten sucht, schläft Bouvier, der sich an der Hand verletzt hat, im Auto ein. „Das Geräusch der Tür ließ mich jäh auffahren: Ein alter Mann hielt mir eine Laterne unter die Nase, während er auf persisch heftig auf mich einredete. Er trug einen weißen Turban, ein weißes Gewand, einen wohlgepflegten Bart und um den Hals eine Kette mit einem faustgroßen silbernen Siegel. Es dauerte einen Moment, bis ich begriff, daß dies der Zollbeamte war. Er hatte sich eigens herbemüht, um uns gute Fahrt zu wünschen und mir die Adresse eines Arztes in Kandahar zu geben. Seine Kleidung, sein ganzes Auftreten, die Liebenswürdigkeit, mit der er seine Amtspflichten ausübte, machten mir diesen alten Mann so sympathisch, daß ich ihn blödsinnigerweise – um ihn nicht in Ungelegenheit zu bringen – darauf aufmerksam machte, daß unser Visum seit sechs Wochen abgelaufen war. Er hatte es schon selbst bemerkt, ohne sich darüber sonderlich aufzuregen. In Asien hält man es nicht so genau an

den Stundenplan, und warum sollte man uns im August die Einreise verweigern, die man uns für den Juli gestattet hätte? In zwei Monaten verändert sich der Mensch sowenig.“

2

Der Besucher, der Ende November 2006 in Afghanistan eintrifft, zieht am Flughafen Kabul eine militärische Schutzweste und einen Helm an. Britische Soldaten fahren ihn in einem Konvoi aus gepanzerten Landrovern in das Hauptquartier der ISAF, der internationalen Truppen, die den Wiederaufbau des Landes militärisch absichern sollen. Von der Stadt sieht er nur einen Schlitz, kleiner als die Fenster der Burkas, die in Kabul nur noch wenige Frauen tragen. Am nächsten Tag, als ihn die Soldaten zu einem Ausbildungszentrum der afghanischen Armee bringen, kann er immerhin wie eine Wache aus dem Dach schauen. „Alamo“ heißt das Lager aus Containern, Fertighäusern, Zelten, in dem die amerikanischen Ausbilder leben. Es geht beschaulich dort zu, bescheidener als im Hauptquartier der Vereinigten Staaten in Bagram, wo dreitausend Soldaten, fünftausend Zivilisten und zweitausend afghanische Tagelöhner wie in einer Kleinstadt leben, die auch im Mittleren Westen der Vereinigten Staaten stehen könnte, aber genauso gut auf dem Balkan, in Afrika oder im Irak: eine Shoppingmall mit allen Segnungen des amerikanischen Marktes, Post, Bank, Sportstudio, Friseure, Beauty und Spa Shop, Volkshochschulkurse, ein kirgisches „Yurta-Tent“ als Verkaufsstelle für zentralasiatische Souvenirs, Teppichladen, *Burgerking*, die *Pizzeria Ciano*, der *Green Beans Coffee Shop*, sogar Bushaltestellen. Im kleinen Camp „Alamo“ ist nur die Küche „local“, also amerikanisch.

- Finden Sie es nicht schade, daß Sie überhaupt nichts von der Stadt sehen? fragt der Besucher den freundlichen Offizier, der ihn herumführt.

- Ach, das ist kein Problem, antwortet First Sergeant Weber. Wenn ich mal raus will, dann frage ich drei Kollegen, und wir fahren zur ISAF oder nach Bagram zu unseren Jungs.

Es müssen drei Kollegen sein, weil sich die ausländischen Truppen grundsätzlich nur in Konvois aus mindestens zwei gepanzerten Wagen à zwei Soldaten durch die Stadt fahren dürfen. Manche Soldaten finden es selbst merkwürdig, daß man dem Volk, dem man doch helfen wolle, nur mit Schutzweste, Helm und geladenem Maschinengewehr begegne. Aber das sei nun einmal notwendig aus Gründen der Sicherheit. Natürlich versteht der Besucher. An jedem dritten Tag seiner Reise sprengt sich irgendwo im Land ein Selbstmordattentäter in die Luft. Niemand versteht recht, wie es gelingt, sie zu rekrutieren, denn Selbstmord widerspricht nicht nur dem Koran, sondern vor allem auch dem strengen Ehrenkodex der Paschtunen. Es müssen Ausländer sein, Pakistanis, Araber, sagen viele. Es können nicht nur Ausländer sein. Dazu sind es zu viele.

Der Besucher trifft Soldaten, deren Kameraden gestern gestorben sind. Der Besucher versteht auch, daß vor jeder Kantine, in jedem Bad, in jeder Klozelle Desinfektionsmittel stehen, die sorgfältig zu versprühen den Soldaten vorgeschrieben ist. Das ist notwendig aus Gründen der Hygiene. Er versteht, daß die Kantinen grundsätzlich keine Nahrungsmittel aus Afghanistan verwenden und also buchstäblich jedes Reiskorn, jeder Tropfen Wasser eingeflogen wird. Das ist notwendig nicht aus Gründen der Sicherheit, wie er vermutet hatte – sondern weil sonst die Preise auf den lokalen Märkten in die Höhe schießen würden, wie der Vertreter der deutsch-schweizerischen Firma erklärt, die beim Catering in Krisengebieten weltweit an der Spitze ist. Daß Afghanen niemals in Berührung mit den Nahrungsmitteln kommen und in der Küche also nur den Abwasch erledigen dürfen, während der Großteil der Angestellten bei der ISAF – sogar das Wachpersonal, das die Soldaten beschützt! - aus Ländern wie Nepal oder Indien stammt, erfolgt wiederum nicht aus Gründen der Hygiene, sondern der Sicherheit. Natürlich würde er lieber Afghanen einstellen, sagt der Küchenchef. Die seien billiger und dabei wirklich sympathisch. Aber das dürfe er nun einmal nicht, das sei im Vertrag ausdrücklich untersagt, und das müsse man verstehen. Ja, natürlich, sagt der Besucher. Aber auch in diesem Gespräch wie in so vielen gelangt er rasch an den Punkt, an dem auch sein Gegenüber nicht mehr versteht.

- Also, wenn ich manchmal über alles nachdenke, dann wundere ich mich schon, sagt der Küchenchef, als sich der Besucher nach dem Frühstück zu ihm und seinen nepalesischen oder indischen Angestellten setzt.

- Worüber?

- Über alles halt, wie das so läuft. Wir sind hier in Afghanistan, aber mit Afghanistan hat das nichts zu tun, das Obst aus Südamerika, das Schnitzel aus Deutschland, das Wasser vom Persischen Golf, die Köche aus Nepal.

- Da haben Sie wohl recht.

- Aber richtig verrückt wird es erst bei den Amerikanern in Bagram.

- Wieso?

- Die gehen soweit, die lassen Lobster aus Kuba einfliegen. Aus Kuba! Stellen Sie sich das mal vor.

Dann zuckt der Küchenchef, der gern mehr Afghanen einstellen würde und an dem es nun wirklich nicht liegt, daß das Land nicht vorankommt, melancholisch die Schultern. Aber woran liegt es?

Die britischen Befehlshaber, Brigadegeneral Nugee und Colonel Moss, haben eine imponierende Art: humorvoll, höflich, direkt, entwaffnend offen, entwaffnend in dem Sinne, daß sie einem die Argumente aus der Hand nehmen, indem sie sie bestätigen. Die afghanische Polizei, die von den Amerikanern und Deutschen ausgebildet wird? Wenig effektiv, schlecht geführt, korrupt, dazu eine Pyramide, die auf dem Kopf steht: mehr Offiziere als Wachleute. Die hohe Absprungrate? Kein Wunder, wenn ein Polizist, der von der ISAF ausgebildet wurde, mehr verdient, wenn er anschließend für ISAF putzt. Die Warlords, die Ministerpräsident Karzai als Sicherheitschefs in der Provinz einsetzt? Gangster. Die Korruption? Na, schauen Sie sich doch Karzais Bruder an. Die Amerikaner? Well, ihre Polizeiausbildung ist im Gegensatz zur deutschen wirklich gut. Die Deutschen, wissen Sie, und Colonel Moss fängt an zu kichern, wissen Sie, die Deutschen sind sehr sehr gründlich, und das ist auch gut, das respektiere er, aber man bilde in Afghanistan eben keine Kommissare für den mittleren Dienst in einer europäischen Großstadt aus. Die Polizeiausbildung der Amerikaner hingegen sei vielleicht ein bißchen oberflächlich, also versuche man jetzt einen Mittelweg zu gehen.

Sehr schön, aber der Widerspruch zwischen Enduring Freedom und ISAF, zwischen dem amerikanischen Krieg gegen den Terror und dem Wiederaufbau? Hm, gute Frage. Der Süden? was ist mit dem Süden, die Kämpfe, die vielen zivilen Opfer, 4000 tausend Tote in diesem Jahr? Warum sind die Taliban nach fünf Jahren immer noch oder wieder so stark? Sicher gibt es Gründe dafür, sagt General Nugee, daß die Taliban im Süden Afghanistans eine breite Unterstützung zurückgewonnen hatten, als ISAF von Enduring Freedom das Kommando übernommen hat. Welche Gründe? Sehen Sie, als wir von den Amerikanern das Kommando übernahmen, waren wir von der Situation, die wir vorfanden, selbst überrascht. Die Amerikaner hatten ihre Stützpunkte, von denen aus sie Terroristen jagten. Wir wollten in die Fläche gehen, damit das Land sich entwickelt.

Warum ist in den fünf Jahren zuvor kaum Entwicklungsarbeit geleistet worden? Die Mission der Amerikaner im Süden war eine andere, es ging nicht primär darum, das Land wiederaufzubauen, sondern den Feind zu bekämpfen. Als wir von ISAF mit dem Aufbau beginnen wollten, merkten wir, daß es überhaupt keine Sicherheit gab. Wir wurden angegriffen, ohne darauf vorbereitet gewesen zu sein. Überall waren Feinde. Wir hatten Probleme, es gab viele zivile Opfer, zu viele zivile Opfer, unsere eigenen Verluste waren hoch. Das waren die Nachrichten vom Sommer, die Berichte von Schlachten, von Krieg, als man im Westen von der Irakisierung Afghanistans sprach. Aber: Wir haben das Gefecht gewonnen. Die Taliban mußten sich zurückziehen. Seit Oktober ist die Zahl der Toten deutlich zurückgegangen. Es ist ruhiger. Wir versuchen die Hilfsorganisationen zu überzeugen, die Arbeit im Süden nun endlich aufzunehmen. Wir beginnen

mit Zonen, in denen die Sicherheit gewährleistet ist und weiten sie dann Schritt für Schritt aus. Die NATO hat erkannt, daß sie mehr tun muß für den Wiederaufbau. Wir müssen den Afghanen beweisen, daß es ihnen ohne die Taliban auch wirklich besser geht. Das ist eine bessere Strategie als Krieg.

Der Besucher fragt, ob das Problem nicht in der Struktur des Wiederaufbaus liege, also daß ein Großteil der Hilfsgelder die Afghanen nicht erreicht. Ja, sagt der General. Und was ist mit den Firmen, die von den Amerikanern die Aufträge für den Wiederaufbau erhalten und einen so unglaublich hohen Gewinn einstecken? Sie erhalten nun einmal von den Amerikanern den Auftrag. Die vielen zivilen Opfern – laufen sie nicht dem Ziel, die Herzen und Köpfe der Afghanen zu gewinnen, zuwider? Wir wissen, daß jeder getötete Zivilist hundert neue Feinde bedeutet, sagt General Nugee und fährt mit einem Anflug von Erregung fort: Wir machen Fehler. Wir wissen genau: Afghanistan ist militärisch nicht zu gewinnen. Wir brauchen nicht unbedingt mehr Ressourcen fürs Militär, aber für zivile Projekte. Für den Wiederaufbau ist Sicherheit die Voraussetzung. Die Frage ist berechtigt, warum in den Jahren, als wir im Süden noch keine gravierenden Sicherheitsprobleme hatten, sowenig in den Wiederaufbau investiert wurde.

Wo wäre Afghanistan ohne den Krieg im Irak? Tja, seufzt diesmal Colonel Moss, was soll ich sagen, das ist eine eigene Diskussion, ob der Irakkrieg richtig war, aber für Afghanistan kann ich soviel sagen, daß wir natürlich weiter wären. Ich kann es nicht bemessen, aber wir wären weiter. Gleich wie, hier ist nicht der Irak - „this war is winneable“. Die größte Sorge, fährt General Nugee fort, die größte Sorge, die wir haben, ist, daß irgend etwas passiert, was die Aufmerksamkeit der internationalen Gemeinschaft auf sich zieht, und Afghanistan ein weiteres Mal vergessen wird.

Die Gespräche dauern länger als geplant. Es war wirklich interessant, mit Ihnen zu sprechen. Vielleicht sehen wir uns zu einem Abendessen im Offiziersclub wieder.

4

Der Besucher ist auf dieser Reise Gast der NATO, die in Afghanistan das Kommando über die internationalen Schutztreppe stellt, derzeit 32.500 Soldaten. Aus ihrer Perspektive blickt er auf das Land. Das ist neu für den Besucher, aber üblich geworden für den Journalismus, auch wenn es nicht üblich ist, das zu erwähnen. Afghanistan ist nicht der Irak. Man kann mit zivilen Maschinen einreisen und sich als Ausländer im größten Teil des Landes frei bewegen. Die Sicherheitslage ist zum Glück bei weitem nicht so prekär, daß man als Zivilist eine Montur tragen müßte, die von außen wie der Anzug eines Astronauten anmutet und sich von innen so schwer

anfühlt. Von Afghanen freundlich empfangen zu werden, ist noch immer (oder wieder) die Regel. Aber wer beobachten möchte, wie sich das militärische Selbstverständnis der westlichen Staatengemeinschaft seit dem Zusammenbruch der Sowjetunion verändert hat, sollte nicht nur von außen auf die gepanzerten Fahrzeuge blicken, mit denen der Westen durch immer mehr Länder fährt, um deren Ordnung zu bewahren oder wiederherzustellen. ISAF steht auf den Uniformen der Soldaten, darunter in arabischen Lettern der Schriftzug in der Landessprache Dari: *komak o hamkâri* – „Hilfe und Zusammenarbeit“.

Wer mit der NATO in Afghanistan unterwegs, muß ihr Konzept nicht weniger kritisch sehen, die humanitäre Hilfe als Teil der militärischen Strategie zu behandeln, die darauf zielt, den Truppen ein sicheres Umfeld zu sichern und Informationen zu sammeln. Er kann der Inflation mißtrauen, die dem Begriff „humanitär“ zuteil geworden ist (bis hin zu den „humanitären Bomben“, die ein NATO-Sprecher auf den Kosovo fallen sah). Aber auf der persönlichen Ebene entwickeln sich Verständnis und hier und dort sogar Bewunderung, wie es der Besucher vor der Reise nicht für möglich gehalten hätte. Er hat nicht nur offizielle Gespräche und sogenannte *briefings*. Die meiste Zeit ist er bloßer Beobachter, in Militärflugzeugen, in Panzerwagen, in Kantinen und provisorischen Bars, auf den Straßenpatrouillen im Rücken der Soldaten, in Zelten und Wartehallen. Überhaupt das Warten: Mit dem Militär zu reisen, lehrt wahrscheinlich besser als jedes Meditationsseminar Geduld. Und nirgends lernt er die Soldaten besser kennen, als wenn er stunden- oder tagelang mit ihnen wartet.

Es wird Soldaten geben, die dem Klischee von Rambos entsprechen, allein, der Besucher trifft sie nicht an. Statt dessen trifft er junge deutsche Rekruten, die ihren persönlichen Auftrag, den Menschen in Afghanistan zu helfen, so klar, reflektiert und glaubwürdig formulierten, wie es keinem Werbefilm der Bundeswehr je gelänge. Er trifft keinen Offizier, dem er erklären müßte, daß man Herzen and Gemüter einer Bevölkerung nicht gewinnt, indem man Bomben über sie abwirft. Statt dessen hört er allerorten Kritik an den Amerikanern, die sich mit ihrer Operation *Enduring Freedom* in rechtsfreiem Raum bewegten und mit ihren Durchsuchungen, Bombardements und willkürlich scheinenden Verhaftungen das Ansehen und damit die Sicherheit der *ISAF*-Soldaten gefährdeten.

Dabei beteuern auch die amerikanischen Soldaten in Gesprächen, daß sie doch nur helfen wollen. Als er das erste Mal nach Afghanistan geschickt worden sei, sagt der bereits erwähnte First Sergeant Weber, habe er gedacht, er komme für eine militärische Operation. Aber bald habe er gemerkt: Das Zivile sei viel wichtiger. Erfolg und Mißerfolg ihrer Mission würden sich im humanitären Bereich entscheiden. Das sei für ihn der Grund gewesen, weshalb er gern zum

zweiten Mal nach Afghanistan gekommen sei: Weil es ihn erfülle zu sehen, wie er konkret helfen könne. Es sei doch selbstverständlich, daß man als Mensch lieber helfe als kämpfe.

First Seargent Weber hat nichts Martialisches an sich. Im hellen Gesicht, auf dem sich rote Äderchen abzeichnen, trägt er stets ein gutmütiges Lächeln unterhalb des blonden Schnurbarts, und wenn er den Helm ablegt, zieht er einen Schlapphut auf. Mit Augen, in denen es plötzlich glänzt, berichtet der First Seargent von den afghanischen Dörfern, in denen seine Kompanie medizinische Hilfe geleistet habe, von den Gesprächen mit den Dorfältesten, von den Frauen und Kindern, die gelacht hätten. Er berichtet allerdings auch von dem Mullah, der einige Tage nach ihrem Besuch von den Taliban gehängt worden sei. Danach seien die Frauen in dem Dorf nicht mehr zu ihren Ärzten gekommen.

Der Besucher wendet ein, daß die Afghanen das amerikanische Auftreten offenbar immer negativer wahrnahmen, und fragt, ob er ihren Unmut nachvollziehen könne.

- Ja, sagt der Seargent. Wenn wir mit unseren Autos unterwegs sind, müssen wir aus Sicherheitsgründen immer sehr schnell und rücksichtslos fahren. Ich würde mich als Afghane auch darüber ärgern.

Der Besucher sagt, daß er nicht das Verkehrsverhalten, sondern die vielen zivilen Opfer meine; ob ihm das als Soldat Gewissensbisse bereite.

- Mein ultimativer Albtraum ist es, daß ein Kind mit einer Spielzeugpistole auf mich zielt. Ich glaube nicht, daß ich dann schießen würde.

Aber die Luftangriffe, setzt der Besucher nach. Ein Dorf von oben zu bombardieren sei doch etwas völlig anderes als vor jemandem zu stehen, der mit einer Waffe auf einen zielt.

Mit 2095 Angriffen von Juni bis September 2006 hat die amerikanische Luftwaffe mehr Einsätze gehabt als jemals zuvor in Afghanistan. Zum Vergleich: Im Irak fanden im gleichen Zeitraum 88 Luftangriffe statt.

- Glauben Sie mir, das ist jedesmal eine unendlich schwierige Entscheidung, einen Luftangriff anzuordnen, sagt der Seargent.

- Und was geht Ihnen durch den Kopf, wenn sich die Entscheidung als falsch herausstellt?

- Ich weiß auch nicht, wie man das rechtfertigen soll, antwortet der Seargent.

Aber nach einer kurzen Zeit des Schweigens führt First Seargent Weber auch die Luftangriffe wieder auf eine Situation der Selbstverteidigung zurück. Man sei eben angegriffen worden.

- Als Soldat weiß ich, daß es Situationen geben kann, in denen meine Kompanie auch mich im

Stich lassen könnte, wenn meine Rettung zu gefährlich wäre. Es gibt Situationen, in denen man einige Menschen opfern muß, um viele zu retten.

5

Der Besucher verabschiedet sich von den Offizieren, die ihn auf der Reise begleiten und nimmt sich in der Straße vor dem Hauptquartier der ISAF ein Taxi. Er muß den Kopf frei kriegen von den persönlichen Geschichten der Soldaten. Er glaubt ihnen, daß sie es gut meinen. Aber er will verstehen, warum es nicht gut läuft. Der erste Eindruck ist von trostloser Normalität: Verkehrsstau, Trümmer, einfachste Betonverhaue statt Häuser, Armut. Keine Bäume, keine Cafés, kein Lachen. Die einzigen, die in Kabul verweilen, sind Krüppel oder Kinder, die sich Klebstoff vor die Nase halten. Aber auch viele Frauen sind auf den Straßen zu sehen, ohne Burkas, Schulkinder, Mädchen und Jungen. Doch, die Schulkinder, sie lachen. Man muß den Blick auf die Schulkinder heften, um nicht in Depressionen zu verfallen. Wer hingegen in alten Reiseberichten gelesen hat, wie Kabul vor fünfhundert, vor fünfzig und noch vor fünfundzwanzig Jahren aussah, wird seines Tages nicht mehr froh. Kabul war einmal ein Garten. Hier gediehen Trauben, Granatäpfel, Aprikosen, Äpfel, Quitten, Birnen, Pfirsiche, Pflaumen und Mandeln, wie Kaiser Babur 1501 in seinen Memoiren vermerkte. Die ganze Pracht Indiens, das er eroberte, wog die dreiunddreißig Sorten wilder Tulpen nicht auf, die in Kabul blühten. Nüsse gab es im Überfluß, und der Wein war berauschend.

Noch der Schweizer Nicholas Bouvier fand 1954 ein Kabul vor, das „dem von Babur gezeichneten Bild einer wunderbaren Stadt“ nahekam. Ein Polyglott-Führer von 1974 verspricht dem Reisenden „einzigartige Eindrücke, die kein anderes Land in dieser Vielfalt vermitteln kann“. Gut ausgebaute Straßen und ein dichtes Binnenflugnetz erleichterten das Reisen. Die neue Zeit dokumentierte sich in modernen Marmor- und Zementbauten sowie in Glasfassaden. Bedauerlich sei nur, klagt der Polyglott, daß Kabul ein Dorado für Drogensüchtige geworden sei, die dem Ansehen der Europäer erheblich geschadet hätten.

Hippies stellen in Afghanistan heute kein Problem mehr dar. Im Gegenteil: Heute exportiert Afghanistan seine Probleme. Fünf Jahre nach dem Sturz der Taliban vermelden Fachleute der Vereinten Nationen, daß nie zuvor auch nur annähernd so viel Mohn angebaut worden ist wie unter den Augen der westlichen Staatengemeinschaft. 92 Prozent des Opiums auf der Welt stammen von hier. Das Wirtschaftswachstum, das Afghanistan aufweist, verdankt es nur zum kleineren Teil dem Wiederaufbau: Zum größten Teil sind die neuen Villen, Bürogebäude und Einkaufszentren, die es in Kabul auch zu sehen gibt, aus Drogengeschäften finanziert. Und

General Daoud, der in Afghanistan für die Drogenbekämpfung verantwortlich ist, gilt selbst als einer der größten Drogenbarone des Landes.

Der Besucher begleitet den jungen Schriftsteller Masoud Hassanzadeh, der als Reporter für *Voice of America* sein Geld verdient, ins Parlament. Hassanzadeh interviewt einen Abgeordneten aus seiner Heimatstadt Herat, den schiitischen Geistlichen Ahmad Ali Dschebra'ili, der sich zur neuen, sogenannten „Reformfraktion“ zählt. Der Abgeordnete verlangt Rechtsstaatlichkeit und den Schutz von Minderheiten. Die Verfassung müßte dafür nicht geändert, sondern nur angewandt werden. „In diesem Augenblick, da ich zu Ihnen spreche“, sagt der Geistliche dem jungen Schriftsteller und blickt ihm betroffen in die Augen, „werden achtzig Prozent aller Angelegenheiten in diesem Staat nach Maßgabe von Beziehungen, nicht von Gesetzen geregelt.“ Afghanistan sei ein islamischer Staat, aber die Theokratie in Iran nicht dessen Modell. Auf die Frage, ob das Parlament das afghanische Volk repräsentiere, antwortet Dschebra'ili, daß zwar nicht alles korrekt gelaufen sei bei der Wahl, das Ergebnis aber grundsätzlich dem Votum des Volkes entspreche. „Wir wehren uns gegen die pauschale Kritik am Parlament“, wendet sich Dschebra'ili gegen die Vorwürfe der Taliban. „Von der Zerstörung des Parlaments profitieren nur die Feinde Afghanistans, innerhalb und außerhalb des Landes.“

Was der Geistliche sagt, klingt vernünftig. Nur hat der Besucher keinen Hinweis herausgehört, wo die „Reformfraktion“ politisch steht, ob im nationalen oder religiösen Lager, ob in der Opposition oder die Regierung. Kein Wunder, sagt der Schriftsteller Masoud Hassanzadeh nach dem Interview: Die Fraktionen verkündeten alle dasselbe. Alle seien jetzt für Reformen, die Technokraten, die die Regierung bilden, die „Demokraten“, als die sich die ehemaligen Kommunisten zusammenfinden, und die alten Islamisten, die sich als erste den Namen Reformer gesichert haben. Gestern habe er einen Altkommunisten interviewt, dessen Aussagen identisch waren mit denen des Islamisten, absolut identisch, sagt Hassanzadeh – für Rechtsstaatlichkeit, gegen Korruption, für Demokratie, gegen Vetternwirtschaft. Aber mit einem Altislamisten wie Dschebra'ili würde der Altkommunist sich niemals zusammentun – nicht weil er andere Ansichten hat, sondern weil er einem anderen Lager angehört. Um Inhalte gehe es niemandem.

Der Besucher fragt Hassanzadeh, ob die Schwierigkeiten im Parlament, die er beobachte, nach beinahe drei Jahrzehnten des Kriegs nicht natürlich seien. Immerhin gebe es jetzt ein Parlament, das Schwierigkeiten bereite. Hassanzadeh gibt dem Besucher prinzipiell recht, kommt aber auf wachsenden Einfluß der Islamisten zu sprechen und die Hilflosigkeit der nationalen Regierung gegenüber Provinzfürsten und westlichen Generälen. Außerdem stünden in jedem anderem Land Kriegsverbrecher vor dem Gericht. In Afghanistan aber säßen sie im Parlament und erwiderten

auf Fragen nach den tausendfachen Morden, die ihnen zur Last gelegt werden, daß im Krieg niemand Süßigkeiten verteile.

- Aber ist es nicht ein Fortschritt, wenn sie sich nun Demokratie wenigstens auf die Fahnen geschrieben haben? fragt der Besucher nochmals. Das sagt doch auch etwas über die Wirklichkeit Afghanistans aus, wenn alle plötzlich von Frieden und Menschenrechten sprechen, um Wahlen zu gewinnen. Vielleicht verändern die Parolen langfristig auch die Politik.

- Das mag sein, aber sehr langfristig, meint Hassanzadeh.

- Gibt es eine Alternative?

- Nein. Es gibt keine Wahl. Entweder diese korrupte Regierung überlebt dank der Unterstützung des Westens, oder wir haben Taliban und Krieg.

6

Nicht die Präsenz des Westens ist in Afghanistan das Problem, eher schon die mangelnde Bereitschaft, so präsent zu sein, wie es für den Wiederaufbau eines Landes von der Größe Afghanistans notwendig wäre. James Dobbins, der ehemalige Sonderbotschafter von Präsident George W. Bush für Afghanistan hat das bittere Resümee gezogen, daß Afghanistan der „finanziell und personell am schlechtesten ausgestattete Versuch des Nationbuildings in unserer Geschichte“ sei. Bezogen auf die Bevölkerungszahl habe das Weiße Haus ein Fünftel der Truppen und ein Fünfundzwanzigstes des Geldes bereitgestellt wie für den Einsatz in Bosnien. Ein großer Teil des zugesagten Geldes sei nie ausgezahlt worden. „Die Hauptlektion von Afghanistan ist: *low input, low outcome*, wenig investiert, wenig erreicht.“ Aber es steht nicht nur zu wenig Geld zur Verfügung, um ein Land wie Afghanistan wieder regierbar zu machen. Die Ziele, die die Interventionsmächte in Afghanistan verfolgen, sind so widersprüchlich, daß sie sich auch fünf Jahre nach Petersberg nicht zu einer Strategie fügen und sich die unterschiedlichen Akteure oft gegenseitig lähmen. Vor allem aber widerspricht die Verteilung des Geldes allen Konzepten, die der Besucher zur Vorbereitung gelesen, und allen Einsichten, die ihm während seiner Reise mit der NATO vorgetragen werden: Den 85 Milliarden Dollar, welche die internationale Gemeinschaft für den militärischen Einsatz in Afghanistan ausgibt, stehen ganze sieben Milliarden für den zivilen Aufbau gegenüber.

Dennoch gibt es Fortschritte. Selbst der Schriftsteller Masoud Hassanzadeh würde der Feststellung nicht widersprechen, daß das Parlament ein Fortschritt ist, bei all seinen Unzugänglichkeiten. 7,4 Millionen (von 27 Millionen) Afghanen haben nach Angaben der Vereinigten Staaten Zugang zu „qualifizierter medizinischer Versorgung“. Hunderttausend

Lehrer seien in den vergangenen fünf Jahren ausgebildet, 40 Millionen Schulbücher gedruckt worden. Statt neunhunderttausend Kindern wie im Jahr 2001 würden fünf Millionen Kinder zur Schule gehen. Zwar sind die Angaben kaum zu überprüfen und sind sie mal niedriger (Schüler), mal deutlich höher (Lehrer) als die Zahlen, die die ISAF nennt, doch gibt es andere Beobachtungen, die keine Statistik brauchen. Mindestens in den großen Städten können sich die Frauen wieder ohne Burkas bewegen. Viele Afghanen freuen sich über die neuen Fernsehstationen, die neben einheimischen Unterhaltungsprogrammen auch offene Diskussionen und kritische Reportagen senden. Für die künftige Unabhängigkeit des Landes besonders wichtig ist der Aufbau der nationalen Armee. Den meisten Berichten, Gesprächen und dem eigenen Augenschein nach sind die Ergebnisse hier durchaus beeindruckend. Plausibel erscheint, daß der NATO in Afghanistan das am besten gelingt, was sie selbst am besten beherrscht. 35.000 afghanische Soldaten sind bereits im Einsatz und genießen ein höheres Ansehen als die Polizei. Beinahe alle Ausbilder sind inzwischen Afghanen. Ausländische Offiziere stehen auf dem Truppenübungsgelände nahe Kabul meist nur noch als Tutoren an der Seite. 2008 soll die afghanische die angestrebte Größe von siebzigtausend Soldaten erreicht haben. Nachdem kürzlich der Sold erhöht wurde und die Soldaten besser verdienen als mancher Arzt, scheint die Motivation der Truppe tatsächlich relativ gut zu sein. Jedenfalls hört der Besucher auch dann keine schwerwiegenden Klagen, als er sich ohne die Begleitung von First Sergeant Weber unter den Soldaten umhört. Die Atmosphäre in den Ausbildungspausen ist gelöst; anders als in der Stadt wird viel gelacht. Der eine ist Tadschike, der andere Paschtune, der dritte Usbeke und der vierte ein Hasara-Schiit. Die Armee ist die einzige nationale Institution, die von den ethnischen Spannungen weitgehend frei zu sein scheint. Einige der Offiziere haben früher für die Kommunisten gekämpft, die anderen für die Mudschahehin, wieder anderen waren Taliban. Manche waren auch erst das eine, dann das andere oder sogar alles drei.

Schießen bräuchte man den Afghanen nicht beizubringen, erklärt ein kanadischer Ausbilder, Officer Feick. Auch taktisches Denken, Intelligenz, Auffassungsgabe bereite keine Schwierigkeiten, dann schon eher Topographie, das Studium von Landkarten - kein Wunder, wenn achtzig Prozent der jungen Rekruten Analphabeten sind. Vor allem aber hätten die Afghanen eine andere Auffassung von Disziplin und Zeit. Sich kurz zu fassen, sei nicht gerade ihre Stärke.

- Wenn du ihm einen Afghanen etwas befehlst, fragt er grundsätzlich erst einmal, warum. Das ist sympathisch, aber im Militär nicht besonders hilfreich.

- Werden die jungen Männer, die Sie hier trainieren, einmal kämpfen können?

- Ja, ich glaube schon. Und wissen Sie warum? Weil sie hier freiwillig sind. Weil sie von überall zu hören bekommen, zuhause, auf der Straße, im Fernsehen, daß das Land Frieden braucht und der Frieden eine nationale Armee.

Nun ist der Erfolg einer Armeeausbildung für den Besucher kaum zu ermessen. Daß er sympathische Ausbilder und gut gelaunte Rekruten trifft, ist schön, aber kein Beleg. Auch die Gefechtsübung mit Echtpatronen auf der Gebirgsebene One Charly North / One Delta North sagt ihm schon aus Unkenntnis militärischer Abläufe so wenig wie die Ortsbezeichnung selbst. Also sucht er den Fortschritt dort, wo er ihn beurteilen kann: in der traditionellen afghanischen Kunst.

Meister Tamim hat mit sieben Jahren begonnen, als Miniaturist zu arbeiten. Mit 16 wurde er bereits Ostad, also Meister. Als der Krieg begann, konnte er mit seinen Zeichnungen die ganze Familie ernähren. Dann übernahmen die Taliban die Macht, und Meister Tamim mußte seine Bilder verstecken. Einmal hielt ihn ein Talib auf der Straße an, ein kaum sechzehn oder achtzehnjähriger Bursche mit Milchbart, der nur Paschto sprach, die Sprache der Paschtunen. Was er da bei sich habe, fauchte der Talib und zeigte mit der Peitsche auf die Rolle, die der Meister in der Hand hielt. Eingerollt zwischen Zeitungspapieren, Dokumenten und unverfänglichen Kalligraphien fand der Talib die Darstellung eines Menschen. So fest er konnte, schlug er mit der Peitsche den Meister aufs Knie, daß dieser in sich zusammensackte. - Danach verfiel ich in eine Depression, sagt Meister Tamim. Es war nicht der körperliche Schmerz. Es war diese Demütigung.

Meister Tamim sagte seiner Familie, daß er Afghanistan verlassen werde. Ein Künstler könne in Afghanistan nicht mehr leben. Ein paar Pinsel nahm er mit, eingewickelt in Decken. Angekommen im pakistanischen Peschawar, mietete er ein Zimmer. Ein Freund half ihm. Meister Tamin fing wieder an zu malen. Nach einigen Monaten hatte er genug Bilder verkauft, um die Familie nachzuholen, die Eltern. In Peschawar hat er auch ein Institut gefunden, wo er andere afghanische Miniaturisten unterrichten konnte. Als Kabul von den Taliban befreit war, kehrte Meister Tamim zurück. Er lehrt jetzt an einer Schule für traditionelle afghanische Malerei, die von einer englischen Stiftung unterstützt wird. „The Turquoise Mountain Foundation“ heißt sie und wurde gegründet von dem jungen Ex-Diplomaten Rory Stewart, der vor einigen Jahren zu Fuß von der Türkei über Iran, Afghanistan, Pakistan, Indien bis nach Nepal gewandert ist und darüber ein wundersames, viel gerühmtes Buch geschrieben hat, „The Places in Between“. Die Schule, die seine Stiftung betreibt, ist eines von vielen beeindruckenden Beispielen der Entwicklungshilfe, die es in Afghanistan auch zu sehen gibt.

- Ich persönlich habe jetzt Freiheit. Mir sagt niemand mehr, was ich zu malen habe und was nicht.

Der Besucher fragt sich, wie alt Meister Tamim ist. Seinen Erfahrungen und seiner Meisterschaft nach könnte er siebzig sein. Vom Aussehen hält der Besucher ihn eher für vierzig, fünfundvierzig.

- Ich bin achtundzwanzig, lacht Meister Tamim: Es passiert mir immer noch, daß jemand ins Institut kommt und mich fragt, wo der Meister ist.

Auch Masoud Hassanzadeh, der junge Journalist und Schriftsteller, meint, daß die Afghanen zufrieden seien, wo sie wenigstens eine Ahnung von Fortschritt hätten. In Herat zum Beispiel, seiner Heimatstadt im Westen Afghanistans, sei die Lage besser als in Kabul; dort gebe es so etwas wie ein reguläres Leben und soziale Strukturen, die noch einigermaßen intakt seien. Aber Herat sei schon immer anders gewesen und habe dank des dortigen Gouverneurs Ismail Khan den Krieg halbwegs unbeschadet überstanden. Die meisten Afghanen seien den ausländischen Soldaten gegenüber nicht feindlich eingestellt und forderten nicht deren Abzug. Sie seien nur verzweifelt, schlicht und ergreifend verzweifelt. In Kandahar oder Helmand allerdings, im Süden, von wo fast alle Meldungen über Anschläge und Gefechte stammen, sei die Stimmung tatsächlich umgeschlagen. Angesichts eines Heers von Arbeitslosen – die Quote beträgt nach Schätzungen westlicher Forscher in manchen Städten bis zu neunzig Prozent - sei es das Einfachste, einem jungen Mann dafür zu gewinnen, sich den Taliban anzuschließen. Dort habe er wenigstens Nahrung, Kleidung, Unterkunft und vielleicht noch ein paar Afghanis für seine Familie übrig. Ja, es gebe Entwicklung, kommt Hasanzadeh auf die Ausgangsfrage des Besuchers zurück. Aber im Verhältnis zu der Summe, die in das Land gesteckt worden sei, sei die Bilanz eine Katastrophe.

- Man darf gar nicht daran denken, sonst wird einem schwarz vor Augen.

7

Warum Afghanistan nicht oder nur so quälend langsam vorankommt, zeigt sich besonders anschaulich dort, wo es am schnellsten gehen müßte, nämlich auf der nagelneuen Autobahn von Sar-e Paul nach Schibergan im Norden des Landes. Im Wahlkampf hatte Hamid Karzai der Bevölkerung der nördlichen Provinzen den Bau einer zehn Meter breiten Schnellstraße versprochen. Begleitet wurde Karzai vom damaligen amerikanischen Botschafter Zalmay Khalilzad, den viele Beobachter dafür verantwortlich machen, daß die Stämme des Südens aus dem Friedensprozeß ausgeschert sind. Am 10. Juni 2002 hatte er den Rückzug des landesweit geachteten, einstigen Königs Zahir nicht nur hinter den verschlossenen Türen der Loya Dschirga

durchgesetzt, sondern der Einfachheit halber gleich selbst der Öffentlichkeit verkündet. Zahir Schah genoß als einziger als afghanischer Politiker das Vertrauen aller afghanischen Volksgruppen, also auch des paschtunischen Südens, hatte allerdings die amerikanischen Luftangriffe scharf kritisiert.

Khalilzad sagte die Finanzierung der Autobahn durch seine Regierung für den Fall zu, daß die Afghanen Karzai zum Ministerpräsidenten wählten. Karzai gewann die Wahl, und die staatliche Hilfsorganisation USAID bewilligte 15 Millionen Dollar für den Bau der Autobahn. Das Geld wurde an ein Büro der Vereinten Nationen überwiesen, die den amerikanischen Berger-Konzern als Berater engagierten. Der Auftrag selbst ging an die türkische Firma Limak, die wiederum die afghanisch-amerikanische Firma ARC Construction Co., als Subunternehmer engagierte. Jede dieser Firmen strich eine üppige Provision ein. Allein vier Millionen Dollar kostete nach Auskunft des Berger-Konzerns die Unterkunft der ausländischen Angestellten und die Einfuhr der technischen Geräte. Für den Bau selbst blieb dann nicht mehr viel Geld übrig. Dabei fielen die Löhne für die afghanischen Bauarbeiter kaum ins Gewicht, bei 90 Dollar monatlich für zehn reguläre Arbeitsstunden am Tag, siebenmal die Woche und ohne Urlaub. Auch für Krankenversicherung und sonstige Versorgungsleistungen entstanden keine Kosten, und als der Arbeiter Mohammad Nassim sich bei einem Unfall auf der Baustelle tödlich verletzte, blieb es seinen Kollegen überlassen, für die Familie, die ihren Versorger verloren hatte, etwas Geld und Nahrungsmittel zu sammeln.

Aber das hätte in Afghanistan kaum jemanden erregt. Verblüfft waren die Bewohner, als sie erstmals die neue Autobahn befuhren. Bereits bei ihrer feierlichen Eröffnung hatte der Straßenbelag so viele Löcher und Risse, daß er mehr aus Schotter als aus Asphalt bestand. Überall sieht man Autos, die mit einer Reifenpanne oder einer zerbrochenen Windschutzscheibe den Verkehr blockieren. Weil aus Geldmangel zwei Meter eingespart werden mußten, fehlt der Autobahn der Standstreifen. Auch an Nothaltebuchten hat keiner der ausländischen Konstrukteure gedacht. Die vielen Fahrradfahrer, die vorher auf dem Seitenstreifen gefahren sind, müssen nun entweder zuhause bleiben oder sich zwischen die Autos zwängen. Tröstlich ist für sie, daß die Autos auf der Autobahn kaum schneller fahren als auf der alten Staubpiste. Bei Beschwerden verweist die Provinzregierung die Verkehrsteilnehmer nach Washington. Sie selbst hatte keinerlei Mitsprache bei dem Bau und fühlt sich nicht verantwortlich für dessen Instandsetzung.

Aber Achtung, es wird noch absurder: Einige Zeit nach „Fertigstellung“ gruben einige Anwohner einen Graben mitten durch die Straße. Rechtzeitig vor der Regenzeit versuchten sie so, einen Abflußkanal zu schaffen. Wegen Beschädigung öffentlichen Eigentums wurden sie verhaftet. Der

Dorfälteste verteidigte die Festgenommenen. Die Dorfbewohner würden sich über die neue Straße freuen, aber nicht darüber, daß ihre Häuser im Winter überflutet würden. Er verlangte den Bau eines Abflußrohrs. Die Baufirma verwies auf einen obskuren und kaum je angewendeten Paragraphen im afghanischen Verkehrsgesetz, wonach kein Gebäude näher als dreißig Meter an einer Autobahn stehen dürfe. Aber die Häuser waren doch vor der Straße schon da, wandten die Dörfler ein. Als sie merkten, daß Logik nicht hilft, gruben sie zwei Monate später einen neuen Graben mitten durch die Straße.

Die amerikanische Organisation CorpWatch, die den Bau der Shiberghan-Autobahn dokumentiert hat, verweist darauf, daß der Wiederaufbau Afghanistans weit größere Skandale produziert hat. Straßen wie die Schiberghan- oder die Kandahar-Autobahn können immerhin befahren werden. Anderswo hat die Schlamperei Menschenleben gekostet. „Aber die Schiberghan Autobahn ist ein Lehrbeispiel für die Fallstricke bei der Privatisierung des Wiederaufbaus: verschwendetes Geld, gebrochene Versprechen, das Fehlen von jeder staatlichen Aufsicht, lokal oder zentral, sowie grundlegende kulturelle und wirtschaftliche Mißverständnisse, die bei der Bevölkerung Ressentiment erzeugen anstatt deren Herzen und Köpfe zu gewinnen.“

1978, vor der sowjetischen Invasion war Afghanistan arm, konnte jedoch seine Bevölkerung selbst ernähren. 80 Prozent seiner Exporte und 50 Prozent seines Bruttosozialprodukts stammten aus der Landwirtschaft. Heute ist das Land abhängig vom Wohlverhalten der internationalen Staatengemeinschaft. Nach Angaben von Wirtschaftsministers Mohammad Amin Farhang stammen 99 Prozent aller Waren auf dem afghanischen Markt aus dem Ausland. Weltbank, der Internationale Währungsfond, das Entwicklungsprogramm der Vereinten Nationen und die amerikanische Regierung haben mit ihren Beratern mehr Kontrolle über die afghanische Ökonomie und mehr Einfluß auf die Politik als die afghanische Regierung. Die Gebernationen und Finanzinstitutionen rechtfertigen ihre Machtfülle damit, daß sie der Korruption und Mißwirtschaft Tür und Angel öffneten, wenn sie die Milliarden afghanischen Institutionen überließen. Aber die Weltbank selbst widerspricht in einem Ende 2005 veröffentlichten Bericht dieser Logik: „Die Erfahrung lehrt, daß es effektiver und kostengünstiger ist, die Hilfe über staatliche Stellen zu kanalisieren“, wird der Vertreter der Weltbank in Afghanistan, Alistair McKechnie zitiert. Die Korruptionsanfälligkeit westlicher Firmen sei deshalb oft höher, weil sie nur vorübergehend im Land blieben und ihre Tätigkeit vor Ort praktisch keiner Aufsicht und keiner Gerichtsbarkeit unterliege. Die schwerwiegendste Sanktion ist noch, per Helikopter nach Kabul und von dort ins Heimatland geflogen zu werden, wie es einem Mitarbeiter der Sicherheitsfirma USPI geschah, der im Streit einen afghanischen Übersetzer erschossen hatte. Der Angestellte einer anderen Sicherheitsfirma war so frei, einen afghanischen Minister in der Öffentlichkeit zu ohrfeigen.

Der Besucher fährt zu Farid, der im Hauptberuf als Protokollant im afghanischen Parlament arbeitet. Sein Geld verdient er mit einer Wäscherei. Der Laden im sowjetischen Viertel Kabuls, wo die Reste der Mittelschicht in Plattenbausiedlungen leben, ist schwer zu finden, weil es nirgends Beleuchtung gibt: keine Straßenlaternen, keine Reklameleuchten, nicht einmal in den Häusern brennt Licht, allenfalls hier und dort einzelne Lichter, die flackern, sonst nur die Autoscheinwerfer. Aber Autos fahren um die Zeit, neun Uhr abends, nur wenige – wohin auch, wenn es keinen Strom gibt und damit kein öffentliches Leben.

Fünf Jahre nach dem Sturz der Taliban funktioniert in der Millionenstadt Kabul die Elektrizität noch immer nur drei bis vier Stunden täglich. Die Wasserversorgung ist erbärmlich, die Kanalisation eine Kloake. Immer wieder hat der Besucher von NATO-Generälen gehört, daß Sieg und Niederlage ihrer Mission sich nicht auf dem Gefechtsfeld, sondern im humanitären Bereich entscheiden. Na dann, gute Nacht, denkt er, als er mit dem Taxi durch Kabuls menschenleere Straßen fährt, mitten durch teichgroße Pfützen, überholt von rasenden 4-Wheel-Drives mit westlichen Insassen, vorbei an riesigen, stockdusteren Zeltstädten, in denen Flüchtlinge im fünften Jahr campieren, vorbei an französischen Restaurants und nagelneuen Villen, in denen Ausländer und neureiche Afghanen Strom und Warmwasser aus privaten Versorgungsanlagen beziehen und per Satellitenstandleitung 24 Stunden täglich mit der Welt verbunden sind.

An sich wäre Nationbuilding eine prima Idee. Praktisch heißt es, daß der Wiederaufbau die Wirtschaft der Geberländer stärkt. Die Vereinigten Staaten etwa vergeben Großaufträge an amerikanische Konzerne wie Halliburton, Berger oder Kellog, die sich nicht durch die günstigsten Angebote, sondern die besten Lobbyisten, engsten Kontakte und höchsten Wahlkampfspenden hervortun. Die Konzerne wiederum engagieren Subunternehmer, die ihrerseits Subsubunternehmer engagieren. Das meiste Geld bleibt schon einmal als Profit zwischen den Unternehmen hängen. Nachzuweisen haben die Auftragnehmer nicht den Fortschritt, sondern – meist in Form digitaler Photos - den Anschein von Fortschritt, der dem Besucher im US-Hauptquartier Bagram anhand einer wahren Salve von Powerpoint-Graphiken vorgeführt wird. Dabei sind die Defizite wohldokumentiert, nicht bloß in Berichten afghanischer und westlicher Nichtregierungsorganisationen. So hat der amerikanische Rechnungshof nachgewiesen, daß USAID Aufträge für Orte vergibt, die kein Mitarbeiter zuvor besucht hat, etwa für Straßen in isolierten Bergregionen, mitten durch Friedhöfe oder durch Schwemmebenen. Einige Vorhaben konnten auf Nachfrage nicht einmal auf Anhieb lokalisiert

werden, und als die Plätze schließlich gefunden wurden, stellte sich heraus, daß es dort zu abgelegen oder zu gefährlich war, um lange zu bleiben. Der Rechnungshof hat außerdem bemängelt, daß einzelne Projekte wegen fehlender interner Kommunikation gleich zweimal vergeben und finanziert wurden.

Aber selbst die Gelder, die Afghanistan schließlich erreichen, fließen größtenteils zurück in die Wirtschaft der Geberländer. Das Essen, das Management, die Konstrukteure, die Geräte, die Unterkünfte, Wachleute, sogar die Baumaterialien und oft sogar die Arbeiter werden aus dem Ausland eingeflogen, genauso wie die meisten Nahrungsmittel und natürlich die Bequemlichkeiten wie Satellitenfernseher, Klimaanlage, Panzerwagen, Stromaggregat, die einem westlichen Ingenieur geboten werden müssen, damit er nach Afghanistan geht. Allein die Firma Dyncorp, die mit der Ausbildung von Polizisten beauftragt ist, verfügt in Afghanistan eine Flotte von dreihundert gepanzerten LandCruisern, jeder im Wert von 150.000 Dollar. Ein ausländischer Berater kostet den Steuerzahler seines Heimatlandes nach Berechnungen der *New York Times* durchschnittlich 500.000 Dollar - 150.000 Dollar Gehalt, das übrige Geld für seine Sicherheit, die Lebenshaltungskosten und den Überschuß, den sein Unternehmen erwirtschaftet. Das importierte Wasser, das er trinkt, kostet mit täglich etwa drei Dollar mehr, als ein afghanischer Arzt verdient.

Nation-Buildung hat sich zu einem regelrechten Industriezweig entwickelt, einer Goldgrube mit der entsprechenden Goldgräbermentalität: Geh ins Land, mach deinen steuerfreien Profit und tschüß. Das Ergebnis sind vielerorts Krankenhäuser, an denen vom ersten Tag an nur die Fassade heil ist, Schulen, die beim ersten Schnee einstürzen, Autobahnen, auf denen wenige Wochen nach ihrer feierlichen Eröffnung kein Asphalt mehr liegt, eine industrialisierte Landwirtschaft, in der sich viele Bauern nicht zurechtfinden und für die sie nicht ausgebildet wurden, so daß sie am Ende noch verzweifelter dastehen. Das Ergebnis sind mehr oder weniger erfolgreiche Einzelprojekte, neben Profitmachern auch viele Afghanen und Ausländer, die sich täglich bis zur physischen Erschöpfung um den Wiederaufbau bemühen, aber schwere Defizite in der allgemeinen Infrastruktur. Das Ergebnis ist, daß es unter den Taliban Strom gab und unter den Amerikanern nicht.

Schließlich findet der Besucher die richtige Hausnummer, klopft an die Fensterscheibe – und tatsächlich, Farid öffnet die Tür seines Ladens, eine Petroleumlampe in der Hand. Aus dem Nachbarladen, der seinem Vater gehört, holt er Coca Cola. Ein Tee wäre dem Besucher lieber und viel billiger, aber ach ja, um einen Tee zu bereiten, braucht man Strom.

- Wie machst du das mit der Wäsche, Farid? Bei drei Stunden strom?

- Na ja, der Laden ist den ganzen Tag auf, sagt Farid, aber ich muß mich beeilen, daß ich alles gewaschen bekomme in den drei Stunden. Manchmal nur fällt der Strom ganz aus, dann türmt sich die Wäsche.

Der Besucher fragt Farid nach seiner Arbeit im Parlament. Sie macht ihm Spaß. Politik hat er studiert, an der Universität Kabul, wo heute ebenfalls amerikanische Berater tätig sind. Das Studium war gut, sagt Farid, sie hätten viel von den Beratern profitiert.

- Und das Parlament? fragt der Besucher: Wird dort ernsthaft debattiert, oder erweckt es nur den Anschein von Demokratie?

Farid denkt nach. Nein, sagt er dann, es werde schon ernsthaft debattiert, das sei nicht nur Show. Und es gebe neben den korrupten auch viele Abgeordnete, die es ehrlich meinen und sich für Afghanistan aufzehrten.

- Das heißt, du bist insgesamt schon glücklich, daß die Taliban weg sind.

Farid schaut den Besucher an und hält die flache Hand unter die Brust. Der Besucher versteht nicht

- So lang war mein Bart, lacht Farid, so lang - kannst du dir das vorstellen?

Der Besucher schaut in die Runde, wo inzwischen Farids männliche Verwandte versammelt sind, der Vater, der ältere Bruder, zwei Cousins. Wie auf ein Zeichen halten sich alle die Hand unter die Brust und kichern mit Farid. Gewiß hatte der Besucher von den Bärten gehört, die unter den Taliban jeder Mann brustlang tragen mußte, aber wenn man in eine Runde freundlicher, glatt rasierter Herren blickt, wird einem erst klar, was das bedeutet. Im Schimmerlicht der Petroleumlampe sehen sie mit ihren Schals, Mänteln und Mützen, die man im Kabuler Winter auch zuhause trägt, beinah aus eine wie eine Gruppe von Bergsteigern, die sich nach anstrengendem Aufstieg nachts in der Almhütte versammeln. Dann zählt Farid die Strafen auf, die die Taliban verhängt hatten: die Anzahl der Gefängnistage fürs Musikhören, die Anzahl der Peitschenhiebe für den fehlenden Bart, die Anzahl der Hinrichtungen wegen vorehelichem Geschlechtsverkehr.

Später fragt der Besucher Farid nach dem Loch im Schaufenster, das notdürftig mit Plastik überklebt ist. Vor ein paar Tagen ist jemand eingebrochen, sagt Farid. Unter den Taliban konnte er nachts den Laden offenstehen lassen, da wäre nie etwas gestohlen worden. Jetzt gibt es nicht einmal jemanden, bei dem er eine Anzeige erstatten könnte.

- Und die Polizei?

Da fängt die Runde wieder an zu kichern.

### *Schluß*

Afghanistan ist für den Westen noch nicht verloren. Die angebliche Kriegerrasse, als die sie unwidersprochen im deutschen Fernsehen bezeichnet werden darf, dürstet nach Frieden. Haben die Vereinigten Staaten die Wut der Iraker auf sich gezogen, weil sie nicht nur den Diktator gestürzt, sondern die staatliche Ordnung zugrunde gerichtet haben, so gab es in Afghanistan kaum noch eine staatliche Ordnung, als die Taliban vertrieben wurden. Viele Afghanen freuen sich über die rudimentäre Verwaltung, die in ihre Gesellschaft zurückgekehrt ist, die Sicherheit, die sich hier und dort ausbreitet, und die Brosamen, die ihnen die Wiederaufbauindustrie von den Milliardenbeträgen übrigläßt. Angesichts der Alternative haben sie weiterhin alle Bereitschaft, sich die stets beschworenen Herzen und Köpfe erobern zu lassen. Wo die Entwicklungsarbeit funktioniert – ob die militärische oder die zivile –, reagieren sie mit Dankbarkeit. Noch könnte es am Beispiel Afghanistan gelingen, einem zerrütteten Land, in dem fast drei Jahrzehnte lang Supermächte, Großkonzerne, islamische Extremisten und einheimische Warlords das Great Game Zentralasiens aufs Neue und mit noch schmutzigeren Tricks gespielt haben, eine halbwegs demokratische Ordnung zu verleihen. Geduld wäre dafür vonnöten, außerdem mehr und vor allem grundlegend anders verteilte Mittel. Allein, die Normalität, die im besten Falle in Afghanistan einkehren würde, ist nicht die der Hippies und der 33 wilden Tulpensorten. Es ist die Normalität, die sich jetzt schon in den Straßen Kabuls abzeichnet: verpestete Luft, Stau, bettelnde Krüppel zwischen den Autos, die offenbar unvermeidlichen Kinder, die sich den Klebstoff vor die Nase halten. Es ist die Normalität der Welt, auf die wir aus dem Schlitz unserer Panzerwagen blicken.